

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 181.

Donnerstag, 6. Juli

1933.

Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

12. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Welch Kind!, dachte er, welch harmloses Kind! Das ist ja noch eine ganz unerhoffene Mädchenblüte.

Er war ganz Kavaliere, als sie zusammen den Bahnhof verließen und sich trennten.

„Also dann auf Wiedersehen, mein gnädiges Fräulein, bis zu unserem Vergnügen auf Angerhöhe!“

Als sie sich an der Sperre noch einmal umwenden mußte, sah sie ihn stehen und mit der bis zur Augenhöhe erhobenen Rechten vornehm winken. Seine schmalen Schultern im hellgrauen Anzug waren sieghaft gerickt.

Als Edna ihn endlich nicht mehr hinter sich spürte, rannte sie im Lauffschritt durch die ihr wohlbekannten Straßen. Das Pensionat war nicht weit vom Bahnhof, in einem alten Patrizierhaus mit großem Park gelegen. Töchter von höheren Beamten und Gutsbesitzern der Umgegend wurden hier hauswirtschaftlich ausgebildet und mit Sport und Sprachunterricht zu jungen Westdamen erzogen.

Edna traf es nicht günstig, denn der erste Morgenunterricht hatte begonnen. Sie mußte in einem steifen, dunklen, möblierten Raum auf die Freundin warten. Endlich kam Hilde herein und in heller Freude auf die Freundin zu. Sie umarmten sich herzlich.

„Was machst du? Was tust du? Ach, Edna, was für eine Überraschung, daß du kommst! Ich habe dir so viel zu erzählen. Warum hast du denn nicht vorher geschrieben, wie sonst?“

„Das ging nicht, lieber Hase!“ jagte Edna. „Ich wollte so wenig wie möglich Geschichten zu Hause machen. Du hättest vielleicht geschrieben, daß ich länger bleiben soll, und das kann ich jetzt gar nicht. Ich komme auch eigentlich nicht zu dir, Hase. Ich habe etwas ganz Wichtiges, Geschäftliches zu erledigen.“

„Nanu! Was hast du denn zu erledigen?“

„Nass' mal auf, Hilde-Hase! Du mußt mir aber versprechen, daß du nie ein Wort davon verlauten lassen wirst.“ Edna hatte die Freundin unter und zog sie auf das Sofa hin.

„Ich habe schreckliche Sorgen, weißt du. Ich muß mir heute hier Geld verschaffen, und es eilt auch so sehr. Ich muß das jemanden geben, der es dringend nötig braucht.“

„Aber Edna, wozu hast du denn eigentlich deinen Vater?“

„Das ist es doch eben. Es darf niemand etwas wissen. Gib mir die Hand darauf, daß du es auch keinem Menschen weiter erzählst.“

„Bestimmt nicht!“ sagte Hilde beschwörend und gab ihr die Hand zum Versprechen.

„Sieh mal hier“, raunte Edna geheimnisvoll und öffnete ihr Täschchen, das in der unablässigen engen Umklammerung ihrer Hände geruht hatte, und sie nahm

ein Etui heraus. „Von meiner lieben Mutter!“ sagte sie beim Öffnen. Eine Perlenkette von wundervollem Schmelz lag darin. „Sie sind was wert. Was meinst du? Dafür muß ich schon 'nen Bagen erzielen!“

„Aber Edna! Du wirst doch nicht ein Andenken an dein Mutterlein verkloppen!“ Hilde hatte das Etui ergriffen und energisch zugeklappt. „Unsinn! Wer ist so etwas denn wert, Mädel?“

Edna sah mit großen Augen vor sich nieder.

„Nun redest du auch so daher! Wenn man liebt, kann man alles tun . . .“

„Na!“

Hilde versagte einen Augenblick die Sprache:

„Wer ist denn das nur? Aber enttäusche mich nicht, das sage ich dir! — Räuber oder Edelmann oder Krieger — nichts anderes.“

Eine Rede, halb Spaß, halb Ernst! Sie erinnerte Edna an ihre törichten Backfischjahre, wo solcherlei Gelübde zur gemeinsamen Freundschaft gehörten.

„Nichts davon! Nichts von allem!“ sagte sie. „Aber er ist mehr wert als unsere Phantasien von früher.“

„Ja, wer ist es denn?“ fragte Hilde in höchster Spannung.

„Der jetzige Besitzer von Borgstedt. Du hast ihn noch nie gesehen.“

„Na, wenn seine Schönheit so groß ist wie sein Dalles! Von dem habe ich schon bei meinen Eltern gehört.“

„Ja, du mußt aber nicht glauben, daß das seine Schuld ist. Er hat mich einmal eingeweicht in seine Sorgen“, sagte Edna halb kindlich.

Hilde beugte sich angeregt näher.

„Ja — und? Liebt er dich auch?“

Edna machte eine ungeschickliche Bewegung.

„Er hat mich einmal geküßt.“

„Na, warum wirbt er denn nicht einfach um dich? Du hast doch Vermögen.“

„Es ist noch nicht so weit, weißt du. Jedenfalls muß ich ihm jetzt helfen.“

„Gott . . .“ Hilde wußte nichts Rechtes zu erwidern.

„Was meinst du wohl, was ich für diese Kette bekommen werde. Mein Vater hat damals über fünftausend Mark ausgegeben. Allerdings bestand sie früher aus drei Teilen. Die anderen Reihen haben meine Schwestern. Na, ich müßte doch siebzehnhundert Mark für meinen Teil bekommen!“

„Ich weiß nicht!“

Hilde war herzlich verlegen. Sie sah die heißen, dunklen Augen der Freundin, sah die Leidenschaft, die etwas Gereiftes in Ednas Gesicht gebracht hatte, und wagte nichts mehr zu sagen. Nur einen Einwand hatte sie noch:

„Meinst du, daß er das Geld von dir nimmt?“

„Er muß es nehmen! Er hat ja sonst niemanden auf der Welt, der ihm hilft!“

Es entstand eine kleine Pause. Dann sagte Hilde: „Schrecklich spannend eigentlich — was du so erlebst, Edna. Ich sitze hier in meiner Kochkiste und lerne, wie man an Eiern spart. Bei uns braucht doch gar nicht gespart zu werden. Wir haben zu Hause Hühner genug. Und die Dixer nennt das nun Lebensinhalt.“

„Armer Hase! Na, das Jahr wird ja auch bald um sein. Du, übrigens, ich kann nicht mehr bleiben!“

Edna sah zu ihrer kleinen goldenen Uhr und stand auf.

„Na, siehst du“, meinte Hilde, „wenn die Männer kommen, dann bleibt für die Freundin nicht mehr allzuviel Zeit.“

„Nicht böse sein, Hilde! Ich habe dich doch so lieb!“ Edna küßte die Freundin herzlich.

Auf der Straße überquerte sie die Dämme hin und her und besah die Juwelierschaulenster. Da war der große Laden von Petersen mit den erlesensten Schmuckstücken. Das war das alte Geschäft, in dem Eltern und Großeltern schon gekauft hatten.

Dies Geschäft durfte sie auf keinen Fall betreten. Man kannte ihren Namen ganz genau, und alles würde herauskommen.

Da! Dort der kleine Laden wäre vielleicht richtig. Edna sahte sich ein Herz und trat ein.

Der Verkäufer hörte ihr Anliegen mit leisem Kopfschütteln an.

„Leider unmöglich, meine Gnädigste! Wir kaufen nicht aus Privathand!“

Sie ging schnell wieder hinaus.

In einer Seitenstraße trat sie wieder in ein Juweliergeschäft ein.

Hier ließ sich der Verkäufer den Schmuck vorweisen. Er ging in den Hintergrund des Ladens, holte eine Lupe und besah mißtrauisch die Perlen. Dann kam er langsam wieder und begann zu fragen:

„Gehten Sie — wie kommen Sie zu dem Schmuck?“

„Ich habe ihn geerbt.“

„Sind Sie volljährig?“

„Nein!“

„Dann bedarf es laut Gesetz der Erlaubnis Ihrer Eltern, ein solches Stück zu veräußern.“

„Was mein ist, kann ich doch verkaufen!“ rief Edna aufgebracht.

„Ja, es tut mir leid, gnädiges Fräulein. Ungeheuliche Sachen mache ich nicht.“

Edna verließ den Laden und warf die Tür ins Schloß. Wieder stand sie draußen. Die ganze Schwere der zuletzt gehörten Worte überfiel sie. So würden sie alle antworten. Jedes Geschäft von Ruf würde ihr den gleichen Vorhalt machen.

Gut! Dann mußte man eben älter werden.

Edna suchte lange, ehe sie wieder in ein Geschäft ging. Ein banges Gefühl hatte ihre anfängliche Tapferkeit verdrängt.

Schüchtern kam das Etui zum Vorschein.

„Wir kaufen nicht!“ war hier die lakonische Antwort.

„Wie?“

„Wir kaufen momentan gar nichts, meine Gnädigste. Die Geschäfte liegen zu schlecht.“

Es war Mittag, als Edna einen willigeren Juwelier fand.

Es war kein guter Laden, und er lag auch nicht mehr in den vornehmen Straßen.

Der Inhaber des Geschäftes kam selbst. Ein bejahrter Mann, der lange schweigend an den Perlen herumprobierte.

„Was wollen Sie haben?“ fragte er endlich mißmutig.

„Siebzehnhundert Mark.“

Gelächter.

„Ja, das sind sie wert!“ sagte Edna kindlich. „Sie haben mehr als das gekostet.“

„Kommt nicht in Frage.“

„Was wollen Sie denn dafür geben?“ fragte Edna ängstlich.

„Ich gebe Ihnen — ich gebe Ihnen . . .“ Er

begann die Perlen zu zählen, verzog das Gesicht wie in schwerem Schmerz, schlug Kataloge auf und wieder zu:

„Vierhundert Mark!“

„Nein!“ rief Edna empört. „Dann geben Sie mir sofort die Kette wieder her!“

Der Juwelier machte eine ungeschlüssige Bewegung mit der Hand.

„Haben Sie einen Ausweis?“

„Ich habe meinen Paß!“

„Gut!“ Er sah ihn durch. Daß sie noch nicht volljährig war, darüber ging er schweigend hinweg. „Ich werde Ihnen fünfhundert Mark geben. Das ist mein letztes Wort!“ sagte er bündig und schob den Paß auf den Ladentisch zu ihr zurück.

Edna sah ihn verzweifelt und ratlos an.

„Meinen Sie, daß — daß das wirklich alles ist, was diese Kette wert ist?“

„Ja! Mehr kann ich Ihnen nicht geben!“ war die kurze Antwort.

„Dann nehmen Sie die Kette!“ sagte sie sehr leise. Mit den großen Scheinen in der Tasche, verließ sie fluchtartig den Laden. Der Juwelier rief einen Angestellten aus dem Nebenraum.

„Legen Sie dies Etui, mit dem Namen von Köller vermerkt, in den Safe. Es ist vorläufig nicht verkäuflich. Ich nehme an, daß es zurückgeholt wird.“

Edna ließ. Etwas brannte sie, brannte sie zu Tränen. War es um das geliebte Andenken?

Es war halb zwei Uhr mittags. Was mit der Zeit jetzt anfangen? Der nächste Zug zurück ging erst später. Um halb sechs Uhr war sie in Kießburg und konnte noch allerlei erledigen.

Sie entschloß sich, in ein Café einzutreten, das an der Hauptstraße lag.

Sie fand einen schönen Fensterplatz mit offenem Ausblick auf die lebhafteste Verkehrsstraße. Mit einem Sprung war sie plötzlich über ihr Bekümmernis hinweg.

Fein! Fünfhundert Mark waren auch eine hübsche Summe; zwar reichte es nicht zur Bezahlung des Wechsels, von dem sie wußte. Aber vielleicht konnte er dann wenigstens mit ihrem Geld etwas abzahlen. — Sie hatte eine höchst unvollkommene Vorstellung von solchen Geschäften. —

Der Kellner kam heran; es war ein älterer Mann, der sich väterlich ihre Wünsche anhörte. Sie bestellte eine Eiszokolade und Ananastorte. Dann sah sie und starrte träumerisch in das Treiben der Straße hinaus. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein. Sie stöberte in Zeitschriften und fühlte sich behaglich und zufrieden über ihre geglückte Tat.

Unter den Fußgängern der mittäglichen Hauptpromenade war auch Referendar von Schrader. In der einen Hand die Aktenmappe, in der anderen einen dicken Knotenstock schwingend, schlenderte er am Café vorüber.

Da! Was war das! Edna von Köller? Und allein?

Sein erster Impuls war, einzutreten und auf sie loszutreten. Sie hatte ihn also angelogen, als sie von der Freundin sprach, die sie den ganzen Tag nicht loslassen würde. Sie hatte also Geheimnisse! Von welcher Art diese Geheimnisse waren, das zu erfahren, war ihm unmittelbar wichtig. Schließlich wollte man sich ja nicht als angehender Staatsbeamter mit einem Mädchen blamieren, das schon mit Liebhabern in öffentlichen Lokalen gegessen hatte!

Er bekam einen roten Kopf und machte zwei Schritte auf die Drehtür zu. Er mußte sehen, was sie tat.

Im Schatten eines Garderobeständers stand er eine ganze Zeit und wartete. Ein Kellner steuerte auf ihn zu, doch er winkte unwirksam: „Nicht!“ Als nichts kam, kein Liebhaber und keine Freundin, und nur Edna, an ihren Süßigkeiten nippend, friedlich über den Zeitschriften sah, wurde er geneigt, die Situation zu entschuldigen. Man konnte nicht übersehen, wie es gekommen war. Immerhin würde er beim nächsten Zusammensein einige Andeutungen machen.

Er verließ den Garderobeständer und ging in gedämpfter Haltung hinaus. (Fortf. folgt.)

Katzenschickale.

Von Dr. Ludwig Weber.

Es gibt Menschen, die man nicht vergessen kann, und es gibt Tiere, die man nicht vergessen kann. Wir hören ewig ihre liebe Stimme und sie sehen uns unaufhörlich mit ihren guten Augen an. Von Katzen will ich berichten, von der Katze als Kind, von der Katze als Mutter, von der Katze, die so oft verkannt und verfolgt wird.

Die Katze ist uns ein treuer Wächter, wenn wir nur ihre Art sich zu äußern verstehen, die Katze ist ein anhänglicher Freund, der zwar das Haus liebt, aber jeden Umzug seines Herrn gerne mitmacht. Die Katze ist den ganzen Tag dabei sich zu reinigen, und diese körperliche Reinlichkeit hat auch Geltung für ihren Charakter. Die Katze ist ein ritterliches Tier, sie ist mutig und tapfer und kennt nur den Zweikampf. Es ist ausgeschlossen, daß zwei oder drei Katzen über eine andere herfallen, und sie lang ziehen, so wie z. B. die Hunde benachbarter Grundstücke sich gegenseitig behandeln. Die Katze ist der Aristokrat unter den Tieren. Und wenn sie wilbert, dann ist der Mensch daran schuld. Die Katze hat ihr eigenes starkes Gemütsleben. Der schwächste Ausdruck davon ist ihr behagliches Schnurren, wenn sie sich mitten in den Kreis der ihr befreundeten Menschen setzt. Den stärksten Ausdruck findet das Gemüt der Katze in ihren Muttergefühlen. Es gibt kaum ein zweites Geschöpf, das eine so gute Mutter ist wie die Katze. Ihre Gefühle sind so stark, daß sie daran sterben kann, und es ist kein Zufall, daß sie manchen Völkern als heilig gilt. Wenn wir unsere ägyptischen Museen durchwandern, finden wir Katzenmumien. Es waren die Lieblinge wohlhabender Ägypter, die es sich nicht vorstellen wollten, daß so liebe, treue Tiere verwesen und vergehen sollten. Wer je gesehen hat wie Katzen miteinander scherzen, wie eine Katzenmutter mit ihren Jungen spielt, mit welcher Zärtlichkeit sie sie beim Waschen liebt, wie sie mit ihnen vor den Mauelfächern sitzt und ihnen zeigt, wie man die Beute erhascht, wer sie beobachten konnte wie eine Katzenmutter ihren Jungen Rechunterricht erteilt, wie sie die Kleinen unterrichtet zuerst in der Verteidigung und dann im Angriff, der wird es auch begreifen, daß eine junge Katze aus Heimweh nach der Mutter eingeht, daß eine Katzenmutter stirbt an dem Schmerz um ihre verlorenen Jungen.

Es war im Herbst 1925, als ich an Bord der „Toledo“ von Mexiko zurückkehrte. Schon im Hotel in Veracruz lernte ich am Abend, ehe wir an Bord gingen einen jungen Engländer kennen, der aus dem Innern Mexikos einen jungen „gato montez“ (Gebirgskatze) mitgebracht hatte, den er nach seiner Heimat nach England mitnehmen wollte.

Der gato montez kommt außer in Mexiko in ganz Mittelamerika im nördlichen Südamerika bis in die Nordstaaten von Argentinien vor, wo man das Tier als „gato onza“ kennt und sehr schätzt. Er wird völlig zahm, er hat den Charakter der Hauskatze, ist aber um ein Drittel länger und um ein Drittel höher als diese. Sein Fell zeigt das Gelb aller großen Katzen und führt die braunen Flecke des Jaguar und des Leopard. Es mag ein weitläufiger Verwandter des Leopard sein, nur ist er gedrungenere und stämmiger als dieser schlanke geschmeidige Afrikaner. — „Onza“ heißt im Spanischen wohl Unze (Münze und Gewicht), ist aber auch ein veraltetes Wort für Jagdhund. Der gato onza ist also die Jagdkatze. Man hält sie gerne und dressiert sie auf die Jagd, und der gato onza ist tatsächlich der, der schon manchem faulen Eingeborenen die Sorge um das tägliche Brot abgenommen hat. Man läßt sie abends „pasearse“ (spazieren gehen) und nur selten kommt sie ohne einen Vogel oder einen kleineren Vierbeiner nach Hause. Bei meinem letzten Aufenthalt in Buenos Aires hätte ich Gelegenheit gehabt ein sehr schönes Exemplar des gato onza zu kaufen, aber das Tier war mir schon zu groß und der Händler in der Suipacha verlangte 500 Pesos, und das war mir zu teuer.

Es ist sonderbar, daß immer gerade solche Leute Tiere mit sich führen, die für Tiere und deren Bedürfnisse kein Verständnis haben. Der Engländer faßte das Tierchen nur am Genid an und trug es in einer Weise herum, als ob er es im nächsten Augenblick in einen Müllkasten werfen wollte! Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er keine gute Murse sei, ich nahm das Tierchen auf den Arm und streichelte es, sofort begann es zu schnurren und schmiegte sich an mich an. Auch dieser Wildling hatte das gleiche große Bedürfnis nach Zärtlichkeit wie jede unserer Hauskatzen. Aber dieser Engländer hatte kein liebes Wort für das Tierchen, keine weiche Hand, keinen schützenden Arm. Er behandelte es auf seine Art, und das Tierchen reagierte, wie seine Natur es ihm vorschrieb. Es verweigerte die Annahme von Milch und rohem Fleisch, trotzdem es schon ganz gut entwickelt war und alles hätte fressen können. Es hatte nur einen Trieb, den Trieb nach der Spur seiner Mutter. Wo es ging und wo es stand, da suchte und schnupperte es, und wenn man es aufhob, da blickte es in die Ferne, da starrte es ins Leere, als ob es sich auf etwas besinnen wolle. Es blickte über uns hinweg, es blickte an uns vorbei als ob wir überhaupt nicht existierten. Sein ganzes Gebahren war

der hundertfach wiederholte Ruf „Mutter, Mutter!“ Es war als ob die Natur in diesem kleinen unmündigen Geschöpf ihre Majestät hätte offenbaren wollen.

Ich bat den Engländer, mir das Tierchen zu überlassen, ich wollte während der 22 Tage dauernden Fahrt seine Pflege übernehmen. Er zog es vor, angeblich der Wärme halber es am Heck des Schiffes in der Kammer der Steuermaschine unterzubringen. Zum Heimweh kam die Angst vor dem gespenstigen Treiben der Maschine, und in der zweiten Nacht schon ist es gestorben.

Was eine Katzenmutter ist, habe ich in Argentinien erfahren. Ich besuchte einen Freund im Camp. Nach zweitägiger Fahrt von Buenos Aires aus kam ich in Burzaco an. Am Bahnhof stand mein Freund mit zwei Pferden. Es ging sogleich in den, oder besser gesagt, auf den Recao (argentinischer Sattel) und nach 15 Minuten waren wir auf seiner estanzia angelangt. Als wir eben in das Haus eintreten wollten, sah ich neben der Tür im Schatten eines Umbu' einen Korb mit einer Katze und fünf Jungen. Mein Freund erzählte. Sie war vorgestern niedergekommen. Wie in früheren Fällen schon, hatte sie auch diesmal sich nach einem alten rancho in der Entfernung von etwas mehr als einem Kilometer vom Hause, zurückgezogen. Nun waren aber plötzlich Fische in der Gegend aufgetaucht. Die Situation wurde gefährlich. Da packte die gute Mutter ihre Jungen auf, brachte sie nach dem Hause und legte sie neben der Haustüre nieder. Sie hatte in der ersten Nacht nach ihrer Niederkunft den Kilometer fünfmal her und viermal hin abgelaufen, d. h. sie hatte in ihrem geschwächten Zustande einen Weg von rund zehn Kilometern zurückgelegt und war dabei fünf Kilometer weit mit einem Jungen belastet. Mein Freund ehrte die Mutter in ihr. Sie wurde gut gepflegt und hat alles ohne erkennbare Nachteile überstanden.

So schön diese Erinnerung ist, so bitter ist mir eine andere. Ich wohnte in Buenos Aires in der San Martin, in einem jener Häuser, die mit einer schmalen Front an der Straße liegen, und mit der langen Seite sich in die Tiefe erstrecken. Ein langer Gang geht von vorn bis hinten durch, über zwei auch über drei Höfe hinweg. Von diesem Gang führen die Türen direkt in die einzelnen Zimmer. Handtücher nannten wir Deutsche diesen Häufertyp. Mein Zimmer lag zwischen dem ersten und dem zweiten Hof. Als ich eines Morgens weggehen wollte, gewahrte ich in einer Ecke des Hofes eine Katze mit vier frisch geworfenen Jungen. Ich holte ihr eine Schale Milch und ließ sie sitzen. Das Wetter war ja warm und sonnig. Als ich nachmittags nach Hause kam, war die Katze weg. Ich nahm an, daß eine mitleidige Seele sie zu sich genommen habe. Als ich abends nach Hause kam, saß die Katze bei der basura (Müllkasten), vor der Türe des Hauses an der Straße. Ich nahm sie mit in mein Zimmer und gab ihr Futter. Nachdem ich meinen Abendspaziergang beendet und zwei Stunden später nach Hause kam, saß die Katze wieder bei der basura. Ich nahm sie abermals mit in mein Zimmer. Sie war die ganze Nacht hindurch unruhig, gefressen hat sie nicht, blieb aber da. Am nächsten Morgen erzählte mir meine Wirtin, die Katze hätte geschrien und sei an der Türe in die Höhe gesprungen, deshalb habe sie sie hinausgelassen. Jetzt lag sie müde und erschöpft auf dem Fußende meines Bettes. Als ich mittags nach Hause kam, war sie fort und als ich am nächsten Vormittag weggehen wollte, lag sie tot in jener Ecke des Hofes, wo ich sie zwei Tage vorher mit ihren vier Jungen gefunden hatte. Um sie herum standen drei Frauen, die sie mit dem in solchen obligaten „pobrecita“ beklagten. Und nun erfuhr ich auch von einer dieser Frauen die ganze urchtbare Leidensgeschichte des armen Tieres. — Sie gehörte in das Haus nebenan. Weil sie Junge zu erwarten hatte, wollte man sie nicht mehr haben. Die Katholiken jener Länder fürchten die Übertretung des Gebotes „du sollst nicht töten!“, aber sie scheuen sich nicht, so einem hilflosen Tiere etwas viel Schlimmeres zu geben als den Tod. Sie scheuen sich nicht, so ein armes Geschöpf in das grenzenlose Straßeneid einer Weltstadt hinauszustoßen. So slüchtete sie in den Hof des Hauses, in dem ich wohnte. Als man den Hof reinigte, jagte man die Mutter mit dem Besen davon, die Jungen wurden mit Schmutz und Staub zusammengepackt und in den Müllkasten geworfen. Deshalb saß das arme Tier bei der basura, deshalb fand ich sie zum zweiten Male an der gleichen Stelle. Die Person aber, die das fertig brachte, war eine Frau, und diese Frau war selbst eine Mutter! — Ich nahm die Katze um sie einzupacken und sie irgendwo draußen im Garten eines Freundes zu beerdigen. Ein tiefer Schmerz lag auf dem hübschen Gesichtchen, und in dem inneren Winkel des einen Auges glitzerte ein Tropfen, eine silberhelle Träne. Der Gesamtausdruck in diesem Katzenantlitz war eine schwere, eine bittere, eine vernichtende Anklage! Wir aber ist es bei diesem Erlebnis klar geworden: Es gibt eine Hölle, diese Hölle ist auf Erden und die Menschen sind die Teufel!

Wie denken Sie über den Abschied?

Von H. Schmidt-Eklich.

Früher fuhr man in der Postkutsche, früher hatte man Zeit, früher nahm man zärtlich Abschied, früher . . . Und jetzt?

Jetzt begleitet man zur Bahn. Es gibt viele Torturen, aber dies ist die schlimmste: auf die Bahn . . .

Wissen Sie, was „Bahnhof“ ist?

Nein, ich meine nicht das massive Steingebäude mit Fahrtartenschalter, Zeitungskiosk und Heiße-Würstchen-Verkäufer, ich meine dies:

Jemand — sagen wir Tante Marliese — fährt fort. Zwei ganze Wochen hat sie bei dir gewohnt, man hat sich alles gesagt, was zu sagen ist, und Koffer, Hutschachtel, Regenschirm, Reisedecke, alles, auch Tante Marliese selbst, ist abfahrtsbereit im Zuge verstaubt — aber . . .

Aber nun sind da noch zehn oder fünfzehn Minuten bis Abgang des Zuges. — „Lieber zu früh, als zu spät!“ sagt Tante Marliese. — Und so steht du nun da, freundliches Abschiedslächeln auf dem Gesicht, ungeduldiges Zucken in den Beinen, die ganz wo anders hinmöchten; du siehst trampfhaft nach der Uhr, der Zeiger rückt nicht mehr vorwärts, wiederholst verzweifelt, was du schon zehnmal gesagt hast: „Und vergiß nicht . . . und grüße bitte . . .“, obgleich es dir im Grunde egal ist, ob Tante Marliese eine Karte schreiben und den Dattel Frikz grüßen wird.

Diesen qualvollen Zustand nenne ich „Bahnhof“.

Man nimmt Abschied, den man schon längst genommen hat, den man aber immer wieder wie eine viel zu lange Kugel schlucken muß. Weil Tante Marliese eben immer noch da ist. Und der Zustand wird nicht erfreulicher dadurch, daß man dabei unentwegt liebenswürdig lächeln muß — und dennoch nicht zu vergnügt sein darf — zum mindesten nicht, so lange Tante Marliese zum Fenster herauschaut!

Schmerz haben ist schwer; aber seinen Schmerz beherrschen, der zudem nicht einmal vorhanden ist —, das ist eine sehr schwierige Sache.

„Schade, daß du schon fahren mußt!“ (Herrgott, warum geht denn der Zug nicht!)

„Ja, ich wäre zu gern noch geblieben, es war so nett bei euch . . .“ („Wenn er doch endlich abfahren wollte!“)

Tante Marliese lächelt, schmerzlich, und du lächelst süß und schmerzlich während im Herzen die Galle dir überkocht: immer noch fünf Minuten! —

Aber auch, wenn der Abschied wirklich schwer fällt — vielleicht dann erst recht —, ist „Bahnhof“ ein Martyrium. Wenn keiner den Mut findet zum letzten Wort, zum letzten Händedruck, zum letzten Blick in die Augen. Man weiß: nur noch fünf Minuten — und weiß mit diesen fünf Minuten nichts anzufangen. Was gäbe man morgen, übermorgen, in einer Woche, einem Monat, einem Jahr — für diese fünf Minuten! Jetzt aber sagst du, nur um etwas zu sagen: „Gut, daß du so schönes Reisevetter hast!“

Nur drinnen, ganz tief drinnen in dir, stöhnt etwas leise und hoffnungslos: „Vorbei, aus, fort, — liebe, liebe . . .“

Eine fröhliche Stimme vom Wagenfenster her antwortet: „Ja, gut, daß es nicht regnet . . . Und grüße, bitte . . . Und vergiß nicht . . .!“

Du jedoch fühlst: die Stimme versucht, nur fröhlich zu sein, das Lächeln ist nicht echt, es verbirgt sich dahinter eine große Traurigkeit.

Noch vier Minuten! Vier Minuten „Bahnhof“ sind eine halbe Ewigkeit. Du hast nur einen Wunsch: Wenn doch der Zug endlich ginge! Aber der Zug geht nicht, die Zeit geht nicht, und so bleibst du mit dem Gesicht da oben im Fenster nichts anderes als Abschied zu nehmen — Abschied unter Zeitlupe.

Die Lippen bewegen sich, das Lächeln ist erstarrt zu einer Grimasse — nur die Augen, die Augen lügen nicht, bliden immer wieder schau zur Seite: nach dem Stationschef mit der roten Mütze — ob er nicht endlich den Fliegenschläger heben, dem qualvollen „Bahnhof“ ein Ende bereiten wird!

Noch zwei Minuten! Noch eine Minute!

Beglaufen, weglaufen möchte man. Aber wer hat die Kraft, den letzten Blick selbst zu zerreißen, dem Fenster den Rücken zu kehren, dieser grausamen Folter sich durch die Flucht zu entziehen?

Da — endlich ist es so weit: der Fliegenschläger hebt sich, der Zug rückt an, das Gesicht am Fenster beginnt zu gleiten, gleitet immer schneller, schneller — ein weißes Tuch winkt, flattert, die schwarze Raupe der Wagen biegt sich, verschwindet hinter einer Rauchwolke . . .

Der „Bahnhof“ ist zu Ende. Erlöst eilst du dem Ausgang zu — und erlöst sinkt drinnen im Abteil, ferne schon, jemand auf die Bank, greift nach einer Illustrierten . . .

Wäre es nicht an der Zeit, dieses qualvolle Abschiednehmen zu verkürzen, den „Bahnhof“, den grausamen, aufzugeben?

Möglich, daß wir sonst im Leben schon so weit verschauelt sind, daß wir auf diesen letzten Rest von wirklichen oder gespielten Gefühlen nicht gern verzichten möchten — vielleicht machen wir eben deshalb so gern Winkelwinke, weil die romantische Zeit der Postkutsche nun ein- für allemal davon-gelaufen ist!

Jergendwo sagt ein Dichter: „Fortfahren, das bedeutet immer schon ein wenig sterben!“

Ich aber halte dafür, daß auch das Abschiednehmen endlich dem Tempo unserer Zeit etwas angepaßt werde: Ein herzhafter Händedruck an der Sperre — und Schluß!

Bergmanns Cos.

Von J. Kron (Wiesbaden).

„Klaus . . . Klaus . . .!“

Aus schweren Träumen schreckt Klaus bei dem Ruf der Mutter auf. „Junge, hast du denn den Wecker nicht gehört?“ Immer noch kreist das wirre Durcheinander der Träume in seinem Kopf. Dann aber — ein Blick auf die Uhr — schon steht er mitten im Zimmer und fährt in wilder Hast in die Kleider. Schon $\frac{1}{4}$ nach 5 Uhr! Da müßte man eigentlich Kurmi sein, um den ersten Förderkorb noch zu erreichen. Eine Scheibe Brot in der Hand, die anderen in die Tasche stopfend, rast Klaus davon.

Seine Mutter hört die Haustür unten zuschlagen. Wenn nur dieses Angstgefühl nicht wäre. „Unsinn!“ Mit einer energischen Bewegung streicht sie die Haare zurück und beginnt den Kaffeetisch abzuräumen, den sie heute vergeblich gedeckt hat. Eine innere Unruhe treibt sie immer wieder von der Arbeit weg. Was soll das nur? Still tritt sie ans Fenster und sieht im Dämmerlicht draußen die letzten Kumpels zur Frühschicht eilen.

Da plötzlich zuckt es wie Erkennen über das bleiche Frauenantlitz. Sie weiß jetzt — die gleiche Sorge und Unruhe plagte sie an dem Tage, als man ihr den Mann nach Hause brachte — erschlagen von niederbrechenden Gesteinsmassen. — In wild aufsteigender Angst preßt sie die Hände aufs Herz und sinkt leis schluchzend in die Knie: „Gott sei barmherzig! Laß mir den Einzigen, laß mir meinen Jungen!“ —

Nichts ahnend von dem Kampf, der sich in einem Mutterherzen abspielt, läuft Klaus mit großen Sprüngen über den Zechenplatz. Schnell die Kummer — mit ein paar Säcken geht's die Treppe hinauf — nun die Lampe . . .

Solch ein Laufen durch die Morgenluft macht frisch. Mit glühenden Wangen — ein Urbild von Kraft und Gesundheit — stellt sich Klaus auf der Hängebank in die Reihe seiner Kameraden. Schnell zählt er die vor ihm Stehenden. Ob er wohl noch mitkommt? — Jetzt das Glodenzeichen — letzte Etage! Woll! Vor Klaus wird die Tür vorgeschoben. Niemand achtet auf sein enttäushtes Gesicht. Ein kurzes Signal — schon saust der Korb in die Tiefe.

Da bricht es plötzlich wie ein Schrei durch die Reihen der Wartenden — Seitriß!!! — der Korb rast vorbei!

Unheilverkündend heult die Sirene über die Stadt. Klaus' Mutter fährt empor. Ihr Gesicht gleicht einer Maske, als sie nun zur Zehse läuft. Was ist geschehen? Sind sie tot oder nur verwundet? . . . Die Frauen drängen sich vor den Toren der Zehse.

Endlich — nach stundenlangem Warten — kommt die Belegkassette. Noch sieht Klaus der Schreck in den Gliedern; der Korb, mit dem er einfahren wollte, lag zerquetscht im Sumpf — kein Mann blieb am Leben!

Weinend zieht eine Mutter den Sohn an sich, der ihr zum zweitenmal geschenkt ward.